

„WIR KÖNNEN ALLES. AUSSER HOCHDEUTSCH“
WIE SICH BADEN-WÜRTTEMBERG VON DER STANDARDSPRACHE DISTANZIERT

Heinrich Weber, Tübingen

1. Einführung und Fragestellung

Am 14. September 2000 hat die ARD einen Werbespot gesendet, in dem sich die Stuttgarter Primaballerina Marcia Haydée in romanisch gefärbtem Deutsch zu ihrer Kunst äußert. Der Spot endet mit dem Schriftzug „Baden-Württemberg“ unter dem großen Staatswappen, dem Slogan „Wir können alles außer Hochdeutsch“ und einer Telefonnummer und Internetadresse (www.bw-invest.com) „für Investoren“. Auch in Anzeigen hat die Stuttgarter Landesregierung damit geworben; auf dem Titelblatt des als Zeitungsbeilage verbreiteten Fernsehprogramms „1WZ“ fand sich z.B. *Wir können alles. Außer Hochdeutsch* in etwas anderer Interpunktion (19/2000).

Bei einem germanistischen Linguisten kann der Slogan Unbehagen auslösen. Zum einen fragt er sich, ob die Einwohner Baden-Württembergs wirklich kein „Hochdeutsch“ können, wo doch die Landesdialekte „alemannisch“, „badiisch“, „kurpfälzisch“ und „schwäbisch“ sämtlich hochdeutsche Dialekte sind. Zum anderen denkt er über den Stellenwert des Faches „Deutsch“ im öffentlichen Bewusstsein nach. Um Gründe für das Unbehagen offen zu legen, will ich den Slogan zunächst wörtlich nehmen und vor allem der Bedeutung von *hochdeutsch* nachgehen. Dann frage ich nach seiner Leistung als Werbeslogan. Anschließend stelle ich ihn in den Zusammenhang der Varietätenstruktur und der Geschichte des Deutschen. Methodisch orientiere ich mich an Coserius Textlinguistik (Coseriu 1994), die von der innersprachlichen Bedeutung der Sprachzeichen und dem bezeichneten Sachverhalt über verschiedene Evokationen aufgrund von Zeichenbeziehungen und Umfeldern zum Sinn des Textes vorstößt. Meine Gliederung orientiert sich grob an einem traditionellen Interpretationsschema, nach dem ein Text (z.B. eine Bibelstelle oder ein Gesetz) einen vierfachen Sinn hat, je nachdem ob man nach seinem Wortlaut, seinem Zweck, seinem systematischen oder seinem historischen Zusammenhang fragt (vgl. z.B. Otte 1982). Im Ergebnis zeigt sich, dass der Sinn des Slogans über das hinaus geht, was seine Initiatoren wahrscheinlich gemeint haben. Es scheint ihnen so zu ergehen wie den Dichtern, die als die schlechtesten Interpreten ihres eigenen Werkes gelten.

LEW N. ZYBATOW (HRSG.)

EUROPA DER SPRACHEN: SPRACHKOMPETENZ – MEHRSPRACHIGKEIT – TRANSLATION

AKTEN DES 35. LINGUISTISCHEN KOLLOQUIUMS
IN INNSBRUCK 2000

TEIL I: SPRACHE UND GESELLSCHAFT



PETER LANG

Europäischer Verlag der Wissenschaften

Frankfurt 2003

2. Grammatisch-semantische Interpretation

Der Slogan sagt seinem Wortlaut nach von einer Personengruppe, dass sie mit einer Einschränkung omnipotent sei. Wer zu dieser Gruppe gehört, bleibt offen; wir bezieht sich, wie das große Landeswappen der Anzeige nahe legt, mindestens auf die Landesregierung, höchstens auf die Einwohner Baden-Württembergs. Die Einschränkung *außer Hochdeutsch* wird in der Anzeige als durch Punkt abgetrennter Nachtrag besonders hervorgehoben. Erstaunlicherweise widerlegt sich der Slogan insofern selbst, als er auf Hochdeutsch und nicht in einem der Landesdialekte formuliert ist; auf Schwäbisch würde er lauten: *Mir kennet alles, bloß (n)et hochdeitsch*.

Das Kernproblem bei der wörtlichen Interpretation ist die Bedeutung von *hochdeutsch*. Das „Deutsche Wörterbuch“ der Brüder Grimm führt als älteste Bedeutung das rein geographische „süddeutsch“ an, dann die Bedeutung „oberdeutsche Dialekte“, und zwar „ohne den fest abgegrenzten begriff einer allgemeinen schriftsprache“ (Grimm/Grimm 1877, IV/2, Sp.1610), danach schließlich „die gemeine kanzeisprache“, aus der sich – vor allem durch Luther – die allgemeine deutsche schriftsprache ausbildete. Im 18. Jh. sei *hochdeutsch* zur „bezeichnung der vornehmern einheitlichen schriftsprache gegenüber den buntschillernden, manigfachen dialekten [geworden], indem man *hoch* in der bedeutung vornehm [...] empfand (Sp.1611). Auch das „Deutsche Wörterbuch“ von H. Paul fasst *hochdeutsch* zunächst als „die in dem höhergelegenen südlichen teil von Deutschland gesprochene sprache“ auf, fährt aber fort: „Daneben hat sich *hochdeutsch* zunächst in Niederdeutschland als Bezeichnung für die Schriftsprache im Gegensatz zu den Mundarten festgesetzt.“ (Paul 1976, 313).

In der Gegenwart haben sich die Verhältnisse umgekehrt. „Langenscheidt's Power Dictionary Englisch-Deutsch“ (1997, 633) führt I. „im Gegensatz zu Dialekten *standard German*, ♀. „im Gegensatz zu Niederdeutsch“ *high German* als Entsprechungen an. Das „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“ verzeichnet als einzige Bedeutung von *hochdeutsch* die „über den Mundarten und der Umgangssprache stehende, für den deutschen Sprachbereich allgemein verbindliche (genormte) Sprache“ (Klappenbach/Steinitz 3/1969, 1870). Für das große Duden-Wörterbuch ist *hochdeutsch* zuerst „deutsch [...] (bes. in bezug auf die dialektfreie Aussprache)“, dann aber auch „ober- und mitteldeutsch“ (Duden 3/1977, 1262).

Im Bewusstsein gebildeter Sprecher ist *hochdeutsch* heute „Schriftdeutsch“, „die gepflegte deutsche Sprache“, „das Deutsch, das so nördlich vom Main gesprochen wird“ (aus Interviews 1998 für ein Seminarreferat). In einem von 21 Proseminarnehmern ausgefüllten Fragebogen haben alle Befragten *hochdeutsch* mit

„Wir können alles. Außer Hochdeutsch“

der Standardsprache identifiziert; neunmal wurde die Schriftsprache besonders hervorgehoben, dreimal das Norddeutsche. Auch die alte Bedeutung *süddeutsch* bzw. *süddeutsche Dialekte* wurde noch siebenmal genannt.

Die Initiatoren der Anzeige haben sich mit *Hochdeutsch* auf die heutige Hauptbedeutung bezogen, die man mit „Deutsch ohne Dialektfärbung in Aussprache und Grammatik“ paraphrasieren kann. In ihrem Internet-Dialektkurs betonte die Landesregierung, dass Baden-Württemberg mit 60,2 Prozent bundesweit nach Bayern (61,3 Prozent) die meisten Dialektsprecher aufweise, d.h. Sprecher, die nicht „Hochdeutsch“ (in seiner Hauptbedeutung) verwenden. Die anderen Bedeutungen von *hochdeutsch* sind aber noch nicht vergessen.

3. Funktionale Interpretation

Der Slogan dient der Image- oder Sympathiewerbung für Baden-Württemberg und seine Landesregierung. Wie der Hinweis im Fernsehspot zeigt, dient er primär der „Werbung für die wirtschaftspolitischen Ziele eines Staates“ (Janich 1999, 18). Man unterscheidet u.a. zwischen der Schlagzeile als „Aufhänger einer Anzeige“, die „Aufmerksamkeit und weiter gehendes Lesesinteresse wecken soll“ (Janich 1999, 40), und dem Slogan, der „die Wiedererkennung eines Produkts einer Marke oder eines Unternehmens [...] ermöglichen und [...] stärken und dabei imagebildend [...] wirken“ soll (Janich 1999, 45). Manchmal wird „ein Slogan zugleich als Schlagzeile eingesetzt“ (1999, 42), eine Doppelfunktion, die offenbar auch in unserem Fall vorliegt. Die Schlagzeile soll eine Information geben, „die einen aufmerksamkeitsstimmenden Aspekt des Beworbenen ausschnitthaft und spektakulär thematisiert“ (Zielke, nach Janich 1999, 42). Werbefachleute verlangen von einer Schlagzeile außerdem einen „emotionalen Zusatznutzen“, der darauf beruht, dass „gleichartige Produkte auf einer sachlich nicht mehr begründbaren Ebene mit distinktiven Merkmalen“ versehen werden (Sauer, nach Janich 1999, 42). Hier ist der Zweck unseres Beispiels zu suchen. Die Thematisierung der Sprache soll Aufmerksamkeit wecken, die südwestdeutschen Dialekte sollen als Unterscheidungsmerkmal und Sympathieträger fungieren. Da sich Lebensverhältnisse und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit wenigstens in den alten Bundesländern weitgehend angeglichen haben, dient nun ein ökonomisch eher marginales, dafür aber auffälliges Merkmal zur Imagebildung. Vom Publikum wird der Slogan im Ganzen positiv aufgenommen. Dies zeigen z.B. 35 Antworten auf die Frage nach dem Sinn, Zweck und möglichen Erfolg der Anzeige, die aus dem erwähnten Fragebogen stammen. In neun Antworten wird betont, dass die Werbung lustig ist, Aufmerksamkeit weckt oder zum

Nachdenken anregt. Sechs Antworten betonen die Wirtschaftswerbung oder die Werbung für die Landesregierung. Die meisten Antworten (16 von 35) betreffen Baden-Württemberg und seine Bewohner selbst: Der Dialekt sei eine „liebenswerte Eigenschaft“ und ein „Sympathieträger“; die Anzeige appelliere an den „Regionalpatriotismus“ oder den „schwäbischen Nationalstolz“ und sei eine „Ermütigung“ für Württemberger, sich nicht des Dialekts zu schämen. Die Kritik an dem Slogan ist nur verhalten. Vier Antworten bestreiten, dass man in Baden-Württemberg kein Hochdeutsch kann, oder fürchten, dass die Baden-Württemberger als dumm dargestellt werden.

4. Systematische Interpretation

Das Deutsche ist – so wie andere Sprachen – kein homogenes System, sondern hat eine „Architektur“ von Varietäten (Coseriu 1988, 263–266). Man kann unterscheiden zwischen Dialekten in geographischer Hinsicht, Soziolekten in sozialer Hinsicht und Sprachstilen im Hinblick auf Verwendungszwecke und Textsorten. Das Hochdeutsche als Standardsprache ist zwar auf der Basis ostmitteldeutscher Dialekte entstanden, entspricht aber keinem Dialekt, weil es (1) andere kommunikative Aufgaben hat, (2) als Schriftsprache grammatisch geregelt ist und in den Schulen systematisch gelehrt wird und weil (3) die Sprecher eine andere Einstellung zu ihm haben.

(1) Die Dialekte werden fast ausschließlich als alltägliche „Sprache der Nähe“ in direkter mündlicher Kommunikation verwendet. Die Standardsprache dient dagegen als „Sprache der Distanz“ vorwiegen der raum- und zeitübergreifenden Kommunikation in der ganzen Sprachgemeinschaft (vgl. Koch/Österreicher 1985). Vor der Ausbreitung der elektronischen Massenmedien war die Standardsprache in erster Linie Schriftsprache. Durch Rundfunk und Fernsehen kommt heute auch die gesprochene Standardsprache in jedes Haus. Da immer mehr Menschen sie gebrauchen und da auch spontane Kommunikation über die Sender geht (z.B. in *talk shows* vor allem der privaten Kanäle), sind ihre Normen allerdings nicht mehr so rigide wie zu der Zeit, als sie nur von einer Bildungselite beherrscht wurde. Aber auch eine aufgelockerte und leicht gefärbte Standardsprache ist eher Hochdeutsch als Dialekt.

(2) Die Vermittlung der normierten Schriftsprache ist eine zentrale Aufgabe der Schule. Der aktuelle Lehrplan für Deutsch an den Gymnasien Baden-Württembergs stellt z.B. fest: „Als Unterrichtssprache ist grundsätzlich die Standardsprache zu verwenden. Die Schüler:innen und Schüler lernen, sie korrekt und angemessen zu gebrauchen. Mundartsprechende Schüler sollen zum Gebrauch

der Standardsprache hingeführt werden, wobei die Mundart in ihrem Eigenwert anerkannt bleibt“ (Bildungsplan 1994, 18).

Ein Lehrplanteilwurf der frühen siebziger Jahre, die „Hessischen Rahmenrichtlinien“, hatte die „sprachliche Kommunikationsfähigkeit der Schüler“ höher bewertet als die „Einübung in die Hochsprache“. Angesichts der Massenmedien stelle sich die Aufgabe, die überregionale Kommunikation zu sichern, für die Schule „nicht oder nur in einem sehr abgeschwächten Sinn“ (Köhler/Reuter 1973, 172). Damals ist dieser Entwurf von der hessischen CDU u.a. als Versuch der „Abschaffung der Hochsprache“ so heftig bekämpft worden, dass er bald wieder aufgegeben wurde.

(3) Das Hochdeutsche als Standardsprache hat ein höheres Sozialprestige als Non-Standard-Varietäten. In den Diskussionen der siebziger Jahre hat man das Hochdeutsche mit dem „elaborierten Code“ der Bildungsschicht, die Dialekte mit dem „restringierten Code“ der Unterschicht gleichgesetzt. Der englische Germanist Good hat untersucht, wie deutsche Schüler „Hochdeutsch“ und „Nicht-Hochdeutsch“ einschätzen. Danach sprechen z.B. „vornehme Leute, Politiker, Lehrer, die Reichen, Beamte“, übrigens auch „Hannoveraner“ hochdeutsch, „Bauern, Kinder, Müllmänner“, aber auch „Bayern“ und „Süddeutsche“ nicht hochdeutsch. Das Hochdeutsche wird aufgefasst als „Deutsch, wie es wirklich ist“, Nicht-Hochdeutsch dagegen als „abweichend“, „meist ohne viel Grammatik“, als „labrig ausgesprochene Sprache“ (Good 1980). Nicht nur im Lehrplan, auch im Bewusstsein naiver deutscher Sprecher gilt Hochdeutsch als erstrebenswerte Norm. Allerdings wir immer wieder festgestellt, dass in Süddeutschland auch der Dialekt ein hohes Prestige besitzt. Dies gilt vor allem für die deutschsprachige Schweiz, wo „Hochdeutsch“ zwar Schriftsprache ist, das Schweizerdeutsche aber auch in offiziellen Situationen als gesprochene Sprache fungiert. Ein Problem, mit dem Schweizer Deutschlehrer zu kämpfen haben, ist (nach Werlen 1995) die verbreitete Einstellung „Ich will nicht Hochdeutsch sprechen!“. Werlen unterscheidet zwischen einer „identifikatorischen“ und einer „kommunikativen“ Sprachfunktion. Die identifikatorische Funktion bestehe in der Symbolisierung der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft; sie drücke aus „Wir gehören zusammen! Wir sind in Ordnung, so wie wir sind“. In kommunikativer Hinsicht führe aber das Dialektsprechen zu Konflikten, weil die romanische Schweiz zwar Deutsch, aber nicht Schweizerdeutsch lerne. Ähnliche Probleme können auch in Baden-Württemberg auftreten. Bausinger berichtet von einem jungen Lehrer, der den dörflichen Anfangsunterricht im Dialekt abhalten wollte, von den griechischen Kindern in der Klasse aber nicht verstanden wurde (Bausinger 1992, 217). Trotz regionaler Besonderheiten in Österreich, der Schweiz und früher in der DDR ist Hochdeutsch die unangefochtene Schrift-

sprache und die im Ausland als Deutsch gelehrte Sprache geblieben. Wenn die Baden-Württembergische Landesregierung mit Nicht-Hochdeutsch als identifikatorischem Merkmal wirbt, ignoriert sie implizit die Rolle der Standardsprache für die überregionale und internationale Kommunikation, wertet das Bildungsziel „Beherrschung der Standardsprache“ (Bildungsplan 1994, 17) ab und gibt die Identifikation der Baden-Württemberger mit der ganzen deutschen Sprachgemeinschaft auf.

5. Historische Interpretation

Werfen wir noch einen Blick auf die Sprachgeschichte. Dass es Hochdeutsch gibt, ist nicht naturgegeben, sondern eine bedeutende Kulturleistung. Vom Mittelalter bis in die Neuzeit schrieb man in allen höheren Textsorten überwiegend Latein. Kaiser Karl V. soll im 16. Jh. gesagt haben, er spreche Spanisch mit Gott, Italienisch mit den Männern, Französisch mit den Frauen und Deutsch mit den Pferden (Coseriu 1994, 100). Friedrich II. von Preußen schrieb meist französisch; noch Jacob Grimm hielt seine Antrittsvorlesung in Göttingen auf Latein. Die älteren Sprachstufen des Deutschen, nämlich Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Frühneuhochdeutsch, hatten nur einen geringen Regelungsgrad und eine textortenspezifisch begrenzte Geltung, auch wenn hier Luthers Bibelübersetzung im 16. Jh. einen Prozess voranbrachte, der am Ende des 18. Jh. mit der Etablierung einer geregelten Literatursprache zu einem erfolgreichen Abschluss kam.

In räumlicher Hinsicht ist die Ausbreitung des Hochdeutschen in Norddeutschland von Bedeutung. Es wurde im 17. und 18. Jh. als „ein importiertes Schriftsystem versprachlicht“, also dem größten Teil der Bevölkerung durch Institutionen wie Kirche, Schule, Gerichte als fremde Sprache aufgezwungen [...] durch *Sprachverdrängung* und *Sprachersatz*“ (Polenz II/1994, 223). Die Norddeutschen haben so ihr korrektes Hochdeutsch einmal als Fremdsprache erworben, nach dem Grundsatz „Sprich, wie du schreibst“ eine bloße Schriftsprache zur gesprochenen Sprache gemacht und sind dadurch vorbildliche hochdeutsche Sprecher geworden.

Einen wesentlichen Beitrag leisteten die Grammatiker und Lexikographen, vor allem Justus Georg Schottel im 17. und Johann Christoph Gottsched und Johann Christoph Adelung im 18. Jh. Damals war Obersachsen normsetzendes Kernland der deutschen Sprachkultur. Nord- und Süddeutschland einschließlich Österreich orientierten sich an ihren Sprachformen. Die Widerstände gegen Gottsched bestrafen eher den Stil als die Sprachformen. Streit gab es nur über die Basis des

Hochdeutschen. Für den Niederdeutschen Schottel war Hochdeutsch kein Dialekt, sonder „*lingua ipsa Germanica, sicut viri docti, sapientes & periti eam tandem receperunt & usurpant*“ [die deutsche Sprache selbst, wie sie gelehrte, weise und erfahrene Männer schließlich angenommen haben und gebrauchen] (Schottel I 663, 174). Gottsched erklärte dagegen „die Sprache des größten Hofes in der Mitte des Landes zur besten Mundart“ (Gottsched 1762, 38). Adelung wurde noch deutlicher: „Unser gegenwärtiges Hochdeutsch, d.i. diejenige deutsche Mundart, deren sich alle Deutsche Schriftsteller von Geschmack in ihren Schriften bedienen, ist nichts anders, als die gewöhnliche Gesellschaftssprache Obersachsens in den oberen Classen.“ (Adelung 1783, 83). Der Widerspruch des aus dem Kreis Biberach stammenden Dichters Christoph Martin Wieland betraf nicht mehr diese Norm als solche, sondern nur die dominierende Rolle der Obersachsen. Er sagt, „dass die hochdeutsche Schriftsprache [...] sich nicht durch die Mundart irgendeiner blühenden Provinz, sondern ganz aus den Werken der besten Schriftsteller bestimmen lasse“ und dass „die ältern Dialekte [...] als eine Art von Fundgrube anzusehen seyen, aus welchen man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache [...] zu Hülfe kommen könne.“ (Wieland 1798, 326)

Im 19. Jh. wurde das Hochdeutsche der Klassiker Statusmerkmal des Bildungsbürgertums. Norddeutschland übernahm die kulturelle Führung in Deutschland. Mit mangelhaften Deutschkenntnissen konnte man nicht mehr Abitur machen. Eine Erzählung von 1869 erkennt dem dialektalen Dativ in *Ich kenne Ihnen nicht* eine „abstossend-entwertende Wirkung“ zu (Linke 1996, 233). Von Anfang bis Ende des „Deutschen Reiches“ war bildungsbürgerliches Deutsch „Sozial-symbol“, d.h. „sprachliche Leit- und Orientierungsnorm für das Bildungsbürgertum und die von ihm beeinflussten Ober- und Mittelschichten“ (Polenz 1999, 58). In der Zwischenkriegszeit wurde die Sprache sogar zur „Schicksalsmacht“ des Volkes hochstilisiert (Weisgerber 1929, 164).

Nach 1945 hat der Kommunikationswert des Hochdeutschen insofern noch weiter zugenommen, als es auch in gesprochener Form in weite soziale Schichten eingedrungen ist. Die Dialekte haben sich behaupten können. Für das Hochdeutsche verloren gegangen sind aber die „globalisierten“ Bereiche, in denen das Englische frühere Funktionen des Lateinischen übernimmt. Die ideologische Überhöhung der „Muttersprache“ vor allem in der Zwischenkriegszeit hat seit den Diskussionen der siebziger Jahre wieder einer sachlicheren Betrachtung Platz gemacht.

6. Schluss

Auch wenn der Slogan *Wir können alles. Außer Hochdeutsch* nur meint, dass die Baden-Württemberger tüchtig sind und Deutsch mit einer dialektalen Färbung sprechen, so evoziert er über seine ursprüngliche Intention hinaus einen Widerspruch in Bezug auf die Lesart ‚süddeutsch‘, eine Absage an die deutsche Schriftsprache als Bildungssprache und die Distanzierung von einer wie auch immer gearteten, aber mindestens auf die Standardsprache bezogenen ‚deutschen Leitkultur‘ zugunsten provinzieller Identität. Eine Analogie mag das verdeutlichen: Man könnte mit dem Slogan *Wir können alles außer Rechnen* Großzügigkeit annonciieren und dem Ruf entgegenreten, Schwaben seien geizig, würde es aber kaum tun, weil man damit Bildungslücken im technisch-mathematischnaturwissenschaftlichen Bereich hervorheben könnte. In der Werbung sind Andeutungen, Evokationen und Anspielungen kaum weniger wichtig als die wörtliche Botschaft. Vielleicht hat der Konstanzer Gesamtelternbeirat den mit evozierten Sinn des Slogans sehr genau verstanden, als er ihn mit ‚Wir können alles außer [!] Bildung‘ (Schwäbisches Tagblatt, 14.05.00) parodierte, um gegen die Baden-Württembergische Bildungspolitik zu protestieren.

7. Literatur

- Adelung, J. Ch. (1782): Was ist Hochdeutsch? In: *Magazin für die deutsche Sprache*. 1, 1-31 (Neudruck Hildesheim 1969)
- (1783): Über die Frage: Was ist Hochdeutsch? Gegen den Deutschen Merkur. In: *Magazin für die deutsche Sprache*. 4, 79-111, Leipzig (Neudruck Hildesheim 1969)
- Bausinger, H. (1992): Regionale Traditionen und multikulturelle Gesellschaft (1989). In: H. Bausinger, *Der blinde Hund*. Tübingen, 217-223
- Bildungsplan für das Gymnasium (1994): *Kultus und Unterrichts*. Lehrplanheft 4/1994, Stuttgart
- Coseriu, E. (1988): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Tübingen. -(1994): *Textlinguistik. Eine Einführung*. 3. A. Tübingen
- Duden (1976-1981): Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden. Mannheim
- Good, C. H. (1980): ‚Die Hochsprache dienet mitnichten einer Gruppe, sintermalen sie allen zu dienen sich anheischig macht, traun fürwahr‘ or: Hochdeutsch: A Sociolinguistic Perspective. In: *New German Studies* 8 (3/80), 221-251
- Gottsched, J. Ch. (1762): *Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst*. Leipzig (5. Aufl., Neudruck 1978/89 in Ausgew. Werke VIII, 1-3)
- Grimm, J. u. W. (1854-1960): *Deutsches Wörterbuch*. 16 Bände. Leipzig
- Janich, N. (1999): *Werbesprache. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen

- Klappenbach, R./Steinitz, W. (1964-1976): *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. 6 Bände. Berlin
- Koch, P./Oesterreicher, W. (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: *Romanistische Jahrbuch* 36, 15-43
- G. Köhler/E. Reuter (Hrsg.). (1973): *Was sollen Schüler lernen? Die Kontroverse um die hessischen Rahmenrichtlinien*. Frankfurt
- Langenscheidt's Power Dictionary Englisch-Deutsch/Deutsch-Englisch (1997). Berlin/München
- Linke, A. (1996): *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jh.* Stuttgart
- Otte, G. (1982): Rechtsanwendung. In: *Funkkolleg Recht*. Studienbegleitbrief 3. Weinheim/Basel, 11-38
- Paul, H. (1976): *Deutsches Wörterbuch*. Tübingen (7. Aufl.)
- Polenz, P. v. (1994-99): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, II: 17. und 18. Jh., III: 19. und 20. Jh.* Berlin
- Schottelius, J. G. (1663): *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache*. 2 Bde. Braunschweig (Neudruck Tübingen 1967)
- Weisgerber, L. (1929): *Muttersprache und Geistesbildung*. Göttingen
- Werlen, E. (1995): ‚Ich will nicht Hochdeutsch sprechen!‘: Überlegungen zur Vermittlung hochsprachlicher Kompetenzen, wenn die Hochsprache unbeliebt ist. In: *Der Deutschunterricht* 47 (1/95), 54-69
- Wieland, Ch. M. (1798): Über die Frage: Was ist Hochdeutsch? In: *Sämmtliche Werke*, Supplemente Bd. 6, Leipzig, 299-366 (Neudruck Hamburg 1984)